

Joachim Fest
Die verlorene Kunst
Geschichtsschreibung als Wissenschaft und Literatur
Eine Betrachtung über Herbert Lüthy

Wer das 20. Jahrhundert mit halbwegs wachen Sinnen durchlebt hat, fühlt sich noch im Rückblick mitunter wie erdrückt vom Übermaß erfahrener, oftmals erduldeten Geschichte. Drei große Kriege, die den einen Teil der Welt gegen den jeweils anderen führten, haben sich der Erinnerung tief eingebrannt. Und daneben gab es die ungezählten herkömmlichen Konflikte sowohl zwischen einzelnen Nationen als auch in deren Innerem bei blutigen Machtkämpfen, der Errichtung oder Behauptung von Gewaltregimes sowie bei deren Sturz.

Erstaunlicherweise ist die Erkenntnis dessen, was da die Welt aufgerührt und unser aller Leben bestimmt hat, eher gering, jede Umfrage unter Studenten (in Deutschland jedenfalls) fördert erschreckende Ahnungslosigkeiten zutage. Im ganzen geht die Erinnerung über die öden Rituale pflichtgemäß abgeleiteter Kalenderdaten oder die Errichtung von Gedenkstätten kaum hinaus. Dabei birgt ein solches Katastrophenjahrhundert eine überbordende Zahl von Fragen, von Charakterbildern oder Zusammenhängen, die Aufschluß darüber vermitteln könnten, wie alles kam und wo wir stehen.

Die Beispiele sind ungezählt. So wissen wir viel über die Opfer, und sich ihrer zu erinnern gehört zur Schuldigkeit eines jeden. Aber das 20. Jahrhundert war auch das Zeitalter kalter Exekutoren, deren mörderisches Tun die Schauhäuser füllte. Was wissen wir über sie? Und was über die akklamierenden Millionen, die Mit- oder Nachläufer, und welche Maßstäbe sie abtun mußten, um bedenkenlos dabei zu sein? Ist diese Kenntnis nicht ebenso bedeutsam? Die Intellektuellen, die sich noch ein oder zwei Generationen zuvor zur höchsten moralischen Instanz der Menschheit ausgerufen hatten, haben sich in den Terrorismen der Epoche auf eine Weise ins Bild gedrängt, die jeden humanen Anspruch zuschanden machte. Wer zählt die Federn, kennt die Namen von Sidney Webb bis zu Ilja Ehrenburg, von Martin Heidegger bis zu Jean-Paul Sartre, von Heinrich Mann bis zu all den weiteren Mandarinen, die jede Niedertracht legitimierten, sofern sie nur, wie notdürftig auch immer, ideologisch verbrämt war. Als Ende der achtziger, Anfang der neunziger Jahre das sowjetische Machtsystem klanglos in sich zusammenfiel, wurde das „Ende der Geschichte“ ausgerufen und sogleich vielstimmig erörtert. Mitunter habe ich mich gefragt, ob die Formel nicht einen Seufzer der Erleichterung enthielt? Darüber, daß es ein Ende habe mit der Übermacht der Geschichte. Und darüber, daß die Geschichtsschreibung dem Unmaß an Geschehenem ohnehin nicht mehr gewachsen sei.

Das mag so sein. Aber das Ende der Geschichtsschreibung hat darüber hinaus eine Vielzahl von Ursachen, und ich will, mit allem Mut zur Vereinfachung, zwei Auffälligkeiten nennen. Die eine besteht in der Verbannung des Menschen aus dem Geschehensverlauf, die vor allem auf die zeitgenössische Vorherrschaft der Sozial- und Strukturgeschichte zurückgeht. Darin tritt der Mensch lediglich als „kliometrische“ Größe auf, wie der inzwischen geläufige Begriff dafür lautet, oder allenfalls als Agent der Zeittendenz, die sich mit Vorliebe in die Toga des Weltgeistes kleidet. Ich will die mancherlei Gründe für diesen Ansatz keineswegs in Frage stellen, aber der Königsweg zur historischen Erkenntnis ist er nicht. Er hat die Unvorhersehbarkeit der Verläufe nicht nur zur bloßen Rechenaufgabe verkleinert, sondern auch alle interpretatorische Neugier außer Kraft gesetzt. Ein nahezu neunzig Jahre alter Berliner Arzt, dessen bevorzugtes Interessengebiet die Geschichte war und der das wirre Auf und Ab ihrer Bewegungen lebenslang mit wacher Belehrtheit verfolgt hat, sagte mir unlängst nach der Lektüre eines der mehrbändigen sozialhistorischen Werke, die derzeit von sich reden machen, er habe die mehreren tausend Seiten mit großer Aufmerksamkeit gelesen, aber über sich und die Zeit, in der er gelebt habe, kaum etwas erfahren. Der Autor wisse zweifellos viel von der Geschichte, doch wenig von den Menschen, die hinter seinen großen Abstraktionen lebten.

Das ist die eine Schwäche der gegenwärtigen Geschichtsschreibung. Die andere, vornehmlich durch die Massenmedien hochgebracht, ist die Neigung, alle historischen Ereignisse unter vereinfachend moralischem Aspekt zu betrachten: hier Gut, da Böse. Aber selbst wo dieser Gegensatz der Wahrheit nahekommt, bringt er die Erkenntnis kaum weiter. Es gibt ein altes, dem bürgerlichen Lebenskanon entstammendes Wort, das ich seit frühen Tagen nicht vergessen habe. Es lautet, daß sich die Moral im Grunde von selbst versteht. Daß man Menschen nicht nach Gutdünken einsperren, foltern oder in Lagern festhalten, auch nicht

durch besondere Kommandos, durch Arbeit, Gas oder was immer vernichten dürfe, bedarf keiner moralischen Begründung. Die eigentlich historische Frage verlangt andere Antworten. Beispielsweise, warum so viele korrekte, im Privaten integre und sogar biedersinnige Menschen Hitler trotz aller sichtlich niederen oder sogar gangsterhaften Züge gewählt und bejubelt haben. Warum sie mitunter selbst das Mordgeschäft betrieben haben? Oder, um ein Beispiel aus der gegensätzlichen, aber totalitär verbrüdereten Welt anzuführen, warum man im Gulag so viele Lagerinsassen beim Tod Stalins weinen sah? So überaus verbreitet, denke ich manchmal, ist der moralische Blick auf die Geschichte vor allem deshalb, weil er den Nachgeborenen Gelegenheit bietet, eine gute Figur zu machen.

Ich habe bei alledem, wie den Kennern gewiß nicht entgangen sein wird, keinen anderen als Herbert Lüthy variiert. Es waren durchweg, mit den Blickveränderungen, die die Zeit gebietet, ihm nahe Gedanken, die ich abgewandelt habe. Eine Vielzahl der in den dankenswerterweise jetzt gesammelt vorliegenden Aufsätzen und Abhandlungen beginnt dem Sinne nach mit den Worten: Es sei endlich an der Zeit, die alten Vereinfachungen aufzugeben. Stattdessen müsse man mit neuen Augen auf die Welt sehen. Die Geschichte bestehe so gut wie nie aus scharf markierten Trennlinien von Schwarz und Weiß. Ihre Farbe sei fast stets eine Folge abgestufter Grautöne. Vom Historiker verlange sie als eine der ersten Tugenden das Unterscheidungsvermögen.

Diese Überlegung, die für Herbert Lüthy etwas mit dem Ethos der geschichtlichen Betrachtung zu tun hatte, wendete er auf die ferne wie auf die nahe Vergangenheit an, auf ihm fremde Charaktere oder Positionen, und auf manche von hoher Verehrung diktierten Porträts, die er verfaßt hat, ebenfalls. Als der Skeptiker, der er im Grunde seines Wesens war, erlaubte er sich keine Kopflösigkeit, und der Zweifel durfte nie beschwichtigt, sondern mußte stets wachgehalten werden. Selbst in seinen Kommentaren zum Tage schlägt dieses Prinzip durch, sogar das erbittert bekämpfte Gegenbild der kommunistischen Welt, dessen zeitweilig drohenden Sieg er als das Ende jeder menschenwürdigen Lebensform ansah, konnte gelegentlich Nutzen daraus ziehen. In dem Essay „Nach dem Kalten Krieg“ von 1962 heißt es nicht ganz unvoreilig: Man dürfe sich im Blick auf das totalitäre Lager nicht mehr mit dem Orwellschen Bild einer vollständig entmenschlichten Welt zufrieden geben. Nicht mit einer Welt von Robotern, Gehirnwäschen und Pawlowschen Reflexen, deren mechanischer Optimismus uns schaudern machte. „1984 liegt fürs erste hinter uns.“ Aus dem Gesamttext geht zwar hervor, daß Herbert Lüthy am Widerspruch zur tyrannischen Welt des Ostens festhielt. Aber das Bild, das lange gegolten habe, stelle sich zumindest in neuen Farben dar, meinte er, und kein Beobachter sei ermächtigt, sich blind dazu zu stellen.

Die frühe Kenntnis Herbert Lüthys verdanke ich dem „Monat“, der Zeit seines Bestehens eine Zeitschrift wie keine andere war, und – worüber sich eine Berliner Freundesrunde der fünfziger und sechziger Jahre durchweg einig war, das journalistische Bildungserlebnis unserer Generation. Aus der Versammlung einzigartiger Köpfe, die der Gründer der Zeitschrift, Melvin J. Lasky, zusammenbrachte, ragte, neben wenigen anderen, Herbert Lüthy unbestritten hervor. Einer meiner damaligen Kollegen hat jedes neue Heft geradezu süchtig nach dessen Kommentaren durchgeblättert. Herbert Lüthy war einer der Wortführer jener Zeit, die heute als „Kalter Krieg“ in einigem Verruf steht. Als der tonangebende Journalist, der er war, wußte er sich aber frei zu halten von allem Starrsinn. Er war immer zur Nachdenklichkeit anregend und warf mit Vorliebe die Fragen auf, die im Kampfesifer häufig vertuscht oder gar verschwiegen wurden. Dem Zeitgeist, der stets ungezählte Proselyten macht, hat er sich unnachsichtig verweigert, und ich habe, wann immer die Rede auf ihn kam, Herbert Lüthys Unabhängigkeit von den Kohorten der Mode als sein womöglich wichtigstes Verdienst angesehen. Er war, habe ich einmal zu jener Zeit geschrieben, zu sehr er selbst, um anderen hinterherzulaufen. Und zu gern war er es auch.

Vielleicht war er kein Universalhistoriker, wie die einen ihm nachrühmen und die anderen bestreiten. Aber er sah, worauf immer er sein Augenmerk richtete, die Zusammenhänge, die Fäden und Verbindungsstränge, die alles mit allem unter der oftmals platten Oberfläche verbinden. Die Breite seiner Interessen macht die vorliegende Werkausgabe auf eine selbst mich überraschende Weise sichtbar mitsamt der kompetenten Sorgfalt, die er jedem Gegenstand gewährt – ob es um eine Buchbesprechung, einen kritischen Einwurf oder eine anspruchsvolle Abhandlung geht. Viele seiner Stücke sind Deutschland und Frankreich gewidmet, dem Europa, das sich ohne die überfällige Aussöhnung der traditionellen Feindnationen und angesichts der wahrnehmbaren Zukunftsgefahren nicht behaupten werde. Ein anderes Vorzugsthema Herbert Lüthys war die

Kolonisation, auch religionssoziologische Gegenstände sind mehrfach vertreten sowie Historisches im zeitgeschichtlichen Sinne: Hitler und die Stalinherrschaft, die politischen Prozesse im Moskauer Machtbereich und dann Stufe um Stufe bis zu den beiden ungemein dechiffrierenden Porträts über Bertolt Brecht. Den „armen Bertolt Brecht“, wie es in dem zweiten Stück heißt, der nach zynischem, aus Hohn und Schmalzigkeit ingenios gemischtem Beginn, zur Parodie seiner selbst wurde.

Hinter jedem dieser oft mehrfach behandelten Themenkomplexe steht spürbar die Sorge um die Gefährdungen der verletzlichsten politischen Ordnung überhaupt, der Demokratie. Sie könne jederzeit, meinte Herbert Lüthy, durch äußere Bedrängnisse oder die Gleichgültigkeit im Innern abstürzen. Einer dieser warnenden Aufsätze vor allzu viel westlicher Gutgläubigkeit beginnt als Bericht über ein Schachturnier, führt dann zahlreiche Beispiele zunehmender Arglosigkeit auf und vermittelt zugleich einen Eindruck von der metaphorischen Brillanz des Autors. Er endet mit den Worten: „Es ist kein Schaden, wenn die Welt wieder etwas komplizierter wird als in all diesen letzten Jahren, in denen es so leicht war zu wissen, wo Gut und Böse daheim sind. Es ist eine Lust zu sehen, wie immer mehr und allerorten die Schafe mit den Wölfen weiden. Doch solange nicht feststeht, daß wirklich das Goldene Zeitalter angebrochen ist, tun es die Schafe auf ihre eigene Gefahr. Und an die Intelligenz der Schafe stellt das neue Spiel besorgniserregend hohe Anforderungen.“

Es gibt darüber hinaus zahlreiche weitere, geradezu aphoristisch pointierte Einsichten, auf die man bei jedem flüchtigen Blättern in der Werkausgabe wieder und wieder stößt. So heißt es einmal über die Zwischenkriegsjahre, die von vielen als eine kontinentale Idylle einzig mit dem Störenfried Hitler betrachtet werden, es habe „nicht an Schlangen (in diesem) Paradies (gefehlt)“. Oder an anderer Stelle, unter Hinweis auf die im orthodoxen Machtbereich des Ostens verbreitete Neigung, jedes Gegenargument als feindseligen Akt aufzufassen, man könne auch unter Anrufung der Kirchenväter lügen, und schließlich noch im Anschluß an eine Reise in die damals ehemalige deutsche Hauptstadt, die den Besucher zu mancherlei pessimistischen Erwägungen verleitete: „Berlin war immer auf Sand gebaut.“

Alle diese, hier kurz aufgerufenen Vorzüge der Lüthyschen Betrachtungsweise zusammengenommen, haben auf meine schreibende Tätigkeit einen nicht unerheblichen Einfluß gehabt. Ich denke, ich sollte aus dem Anlaß, der uns zusammengeführt hat, einige wenige Bemerkungen dazu vortragen, die ich gesprächsweise bereits hier und da, wenn auch nie vor so großem Publikum mitgeteilt habe.

Am Anfang stand natürlich, neben der imponierenden Breite der Themen und der Perspektiven Herbert Lüthys, was man den festen Boden jeder geschichtlichen Annäherung nennen könnte. Am stärksten hat mich von früh auf die in seinen Arbeiten stets beispielhaft vorgeführte Zurückweisung aller Theorie-Systeme beeindruckt, die den Betrachter so unschwer daran hindern, gleichsam ins Herz der Dinge zu gelangen. Von hohem Einfluß war auch das Gebot der Überparteilichkeit, weil sich, wie es einmal heißt, der Historiker keine Hohepriesterrolle anmaßen dürfe; und an anderer Stelle, daß man ohne das lebhafteste Interesse an der Gegenwart kein Historiker sei, sondern ein Antiquar.

Darüber hinaus zählt das Bewußtsein von der Gefährlichkeit aller Geschichte zu den Grundätzen, die ich Herbert Lüthy verdanke, und ich erinnere mich, wie ich schon früh auf einen Hinweis von Paul Valéry stieß, wonach die Geschichte das explosivste, vom menschlichen Gehirn je erzeugte Gebräu sei. Zuerst und zuletzt gewann ich damals die Erkenntnis, daß am Beginn jeder ernsthaften Beschäftigung mit der Vergangenheit das stehen muß, was Theodor Mommsen die „Kärnerarbeit“ der Materialaufbereitung genannt hat. Wer sie nicht abgeleistet habe, heißt es bei Herbert Lüthy, taue niemals zum Historiker, er selber hat sich ihr bei der Niederschrift seiner zweibändigen Habilitationsschrift über die „Banque protestante en France“ unterworfen. Denn so lautete alles zusammengenommen das Prinzip: „Die Pforte der Gerechtigkeit“, die zu durchqueren das ehrgeizigste Ziel des Historikers sein muß, „verlangt das genaueste Studium.“

Zu den Regeln und Grundsätzen der Historiographie, die mir Herbert Lüthy vermittelte, kam die persönliche Begegnung Anfang der fünfziger Jahre hinzu. Das war, wenn meine Erinnerung mich nicht täuscht, bei einer der Zusammenkünfte des Kongresses für kulturelle Freiheit. Ich kann nicht mehr exakt sagen, wer alles dabei war, aber ich meine, Arthur Koestler sei dagewesen, Nicholas Nabokov sowie Isaiah Berlin. Und natürlich Herbert Lüthy. Francois Bondy, den ich kurz zuvor kennengelernt hatte, stellte mich ihm mit der Bemerkung vor, hier sei ein Mann, der (wie ich auch) zwischen Journalismus und Wissenschaft schwanke, doch Lüthy entgegnete lächelnd, er schwanke nicht, sondern sei

einfach und mit Lust auf beiden Feldern tätig. Was mir den stärksten Eindruck machte, war seine hochgespannte Art des Zuhörens, und ich habe ihn später, in der bereits erwähnten Würdigung, ein rezeptives Ausnahmetalent genannt. Wer je verfolgt hat, wie er im Gespräch mit stillen Augen und aufs äußerste konzentriert zuhörte, und was er aus den unscheinbarsten Wahrnehmungen machte, weiß, was gemeint ist. Auch unser letztes Gespräch während der achtziger Jahre, hier in der „Kronenhalle“, begann er mit der resigniert klingenden Bemerkung, daß von ihm nicht viel zu erfahren sei, doch höre er gern, was ich aus der Welt zu berichten hätte. Ich muß gestehen, daß mich dergleichen Aufforderungen meist in Verlegenheit versetzen. Nicht so jedoch in diesem Fall. Ich schrieb es seiner seltsam suggestiven Art des Zuhörens zu, daß der Abend überaus belebend verlaufen ist - vielleicht, wie ich später mutmaßte, auch für ihn.

Die Verbindung von Wissenschaft und Publizistik kam am anschaulichsten in der literarischen Form zum Ausdruck, die seiner Doppelbegabung von Genauigkeit und Gedankenreichtum entgegenkam: der Essayistik. Sie bildet nicht nur die umfangreichste Abteilung der Werkausgabe, sondern enthält auch wahre Meisterstücke. Zu denken wäre an seine Huldigung für die „Essais“ von Michel de Montaigne, den er zu einem erheblichen Teil in ein zeitgerechtes Deutsch übersetzt hat; an die verschiedenen Arbeiten über Europa, über Nordafrika oder Jean-Paul Sartre und anderes mehr. Ein gesondertes Kapitel bedeuten die von dem gerade Zwanzigjährigen für das „St. Galler Tagblatt“ verfaßten Betrachtungen zum Kriegsverlauf, die von verblüffenden Kenntnissen und Einsichten zeugen. Schon als Gymnasiast hatte sich Herbert Lüthy regelmäßig, was ich bis heute nicht ohne Erstaunen vermerke, den „Völkischen Beobachter“ gekauft, die offizielle Tageszeitung der Hitlerpartei. Die zahlreichen Erkenntnisse, die er aus dieser frühen Beschäftigung mit dem Gegenstand gewann, gingen dann in den zwar nur als Buchbesprechung ausgegebenen, aber weit darüber hinaus zielenden, noch vom Entsetzen nachhallenden Essay „Der Führer persönlich“ ein.

Ich möchte und muß noch einmal auf Persönliches kommen, denn dieses magistrale Stück hat für meine Hitlerbiographie eine Rolle gespielt. Mir erging es bald nach dem Krieg nicht viel anders als den meisten Angehörigen meiner Generation: das Dritte Reich mit dem Nazispuk war zu Ende, buchstäblich zur Hölle gefahren, wo es seit je hingehört hatte, und seiner sollte, wie es im Gedicht heißt, länger nicht gedacht werden. Mein Vater sprach sogar, als ich in jungen Jahren mit ein paar ersten Einlassungen dazu aufgefallen war, von einem „Gossthema“, das ich besser links oder rechts liegen ließe. Jedenfalls dürfe man Hitler und seine Spießgesellen durch stilistische Kunst keinesfalls zur Würde eines historischen Gegenstandes hinaufschreiben.

Aber irgendwann erkannte ich dann, dass die Auseinandersetzung mit dem Hitlerregime keinem Zeitgenossen erspart bleibt, und allmählich begann diese Einsicht die Mahnung meines Vaters in Frage zu stellen. Als Mitte der sechziger Jahre ein großer amerikanischer Verlag mit dem Ansinnen an mich herantrat, eine umfassende Hitlerbiographie zu schreiben, führte ich mancherlei Vorbehalte ins Feld. Stets gibt es eine Vielzahl von Gründen, die einen dazu bringen, ein Vorhaben dieser Größenordnung anzunehmen oder abzulehnen. Immerhin veranlaßte mich die Anfrage, das Thema noch einmal genauer in Augenschein zu nehmen. Am Ende waren die Einwände stärker und ich sagte ab, zumal eine Zusage einen tiefgreifenden Wechsel bedeutet hätte: die Aufgabe meines Berufs, den Schritt auf ein unerprobtes schriftstellerisches Gelände, wirtschaftliche Unsicherheit und anderes mehr. Da fiel mir durch einen Zufall eine Rede des britischen Historikers Hugh Trevor-Roper in die Hände, die mich lehrte, daß die halbwegs definitive Hitlerbiographie, trotz Alan Bullocks bedeutendem Werk, noch nicht geschrieben sei; und dann geriet ich noch einmal an Herbert Lüthys schon erwähnten Essay „Der Führer persönlich“, und beides warf, zusammen mit einigen anderen Motiven, meine Vorbehalte um.

Ich habe mitunter Zweifel gehabt, ob es sich so in der Abfolge verhielt, Denn das Gedächtnis ist ein großer Künstler. Aber zutreffend bleibt, daß mich die Fragestellungen, die Herbert Lüthy dem Stoff abgewonnen hatte, sowie die einfallsreichen Formulierungen, die er bei aller Abstoßung durch den Gegenstand fand, ungemein beschäftigt haben. Und mit anderem zusammen hat er manche der Sperren und Hemmnisse beseitigt, die einen Deutschen meines Jahrgangs und meiner Herkunft behinderten. Gleich die appellativen Eröffnungssätze hatten eine eigene Verführungsmacht: ob es unterdessen, acht Jahre nach dem Tod Hitlers, möglich sei, ganz im Sinne der ehrwürdigen Regel, „ohne Zorn und Eifer“ über ihn zu schreiben; ob es nicht endlich geboten und möglich sei, die hitlersche Physiognomie dem Feld der Klatsch- und Enthüllungsliteratur zu entwinden. Dann folgte über Seiten hin eine Art

Kurzporträt, und nahezu jeder Satz warf eine Frage auf, die dem Biographen eine Antwort abverlangt. Einen Passus daraus will ich Ihnen vortragen:

„Es ist nichts persönlich Nachteiliges über Hitler zu berichten“, schreibt Herbert Lüthy, „und auch nichts persönlich Bedeutendes. Es gibt keine einzige wirkliche Hitler-Anekdote, keine authentische und nicht einmal eine falsche: es ist kein Lächeln, kein Funken Humor, keine menschliche Gelöstheit an ihm auch nur denkbar. Er sprach in Klischees und ‚ewigen Wahrheiten‘... immer allein, immer in Pose gesetzt, vor Zuhörern, nie mit Gesprächspartnern. Die Person bleibt hoffnungslos flach und leer; der Mann, der einer Epoche sein Gesicht aufprägte, hatte selbst kein Gesicht: eine aus Schnurrbärtchen und Stirnlocke zusammengeklebte Maske, die er hinter seinen Händen verbarg, wenn er je lachte, weil sie dann aus der krampfhaft gewahrten Pose wilder Energie fiel. Der arme Teufel aus Leonding, der... ohne Heimat (war), ohne Familie, berufslos und bald auch staatenlos, ohne Frau, Geliebte, Freund, ohne Kameradschaft sogar im Schützengraben des ersten Weltkriegs, ohne menschlichen Kontakt überhaupt, ist schließlich hochgekommen – hochgekommen in der Politik, dem idealen Beruf der Berufslosen... Das Problem, mit dem Hitlers Biographen ringen, ist die Schwierigkeit, die katastrophale Größe der Ereignisse und die ordinäre Gewöhnlichkeit des Individuums, das sie in Bewegung setzte, zusammenzureimen und die Identifizierung einer großen und zivilisierten Nation mit einem geistig und moralisch Zurückgebliebenen wenn nicht zu erklären, so doch einigermaßen begreiflich zu machen.“

So ließe sich Seite für Seite zitieren. Denn diese Passagen besitzen noch nach den fünfzig inzwischen vergangenen Jahren eine demaskierende Treffsicherheit. Zugleich machen sie aber auch handgreiflicher als andere Arbeiten des Autors die Erregung spürbar, die jeden schärferen Beobachter jenes Herrschaftssystems erfüllte. Herbert Lüthy konnte nicht selten mit polemischem Grimm formulieren, auch wenn er seinen Abscheu meist ironisch verfeinerte. Und weil diese Abschnitte für eine ganze Textgruppe so bezeichnend sind, erlauben Sie mir noch einen weiteren, wenn auch um einige Sätze gekürzten Abschnitt aus dem erwähnten Essay zu zitieren:

„Das Fluidum krankhaft erotischen Hasses strömte beim Redner Hitler mit den dunklen Wortsymbolen von ‚Schmach‘, ‚Blut‘, ‚Schande‘ und anderem auf das Publikum über und verwandelte es in eine der Sinne beraubte Masse. Am Anfang des Dritten Reiches stand nicht das ‚Wort‘, sondern ein Schrei aus dem Tierreich... Vielleicht hat Hitler an Politik, Macht und Krieg nichts interessiert als die Organisation des Massenrausches, und auf die ständige Erneuerung und Steigerung der Orgie hatte sich all seine Intelligenz und all seine Gier geworfen... Womöglich ist Hitlers persönliche Biographie nichts anderes als dieser einzige, endlose besessene Monolog, ein Wachtraum außerhalb des realen Lebens und außerhalb dessen, was wir bisher Geschichte nannten. Wenn er nicht redete, fiel er in seine brütende Dämmerung zurück, vom Dämon verlassen, entschluß- und handlungsunfähig in sich vergraben – post coitum triste.“

Das ist unübertrefflich – nicht nur in der Entrüstung, die noch in gleichsam jeder Zeile die Erdstöße der Epoche nachzittern läßt, sondern auch als scharfsinnig heruntergekühlte Studie über einen sonderbar-fremdartigen Charakter. Zugleich machte es die Sorge meines Vaters hinfällig, daß man durch großen Stil niedrige Gegenstände gleichsam in die Höhe zöge. Ich jedenfalls las Herbert Lüthys Porträt damals als Herausforderung an einen noch unbekanntem Autor, die sozusagen im essayistischen „al fresco“ hingeworfene Betrachtung auf ihre Stichhaltigkeit zu überprüfen und durch die Quellen zu beglaubigen.

Hitler bedeutete ein Epochenende, aber mit dem Skeptizismus des Geschichtsbewanderten sah Herbert Lüthy neuerliche Gefährdungen heraufziehen. Die Freiheit stand nach dem Untergang der einen Bedrohung noch oder wieder am Abgrund, und er verwandte neben der wissenschaftlichen Arbeit alle Kraft darauf, ihren Bestand zu sichern. Zugleich damit machte er sich zu einem der Fürsprecher Europas, das, wie er urteilte, „todgeweiht“ sei, falls es sich nach den „unermesslichen Dummheiten“, die nach dem ersten Weltkrieg den Frieden behindert hatten, nicht gleichsam neu erfinde. Nur als freiheitlicher und gleichzeitig vielstimmiger Block könne Europa gegen die diktatorischen Regimes bestehen. Wie konnten, fragte er sich, selbst in den demokratischen Gesellschaften Handlanger und Stichwortgeber nahezu widerspruchslos für die Unfreiheit eintreten? Ein für allemal, heißt es in einem von Herbert Lüthys Stücken zum Zeitgeschehen, empfinde er das lebhafteste Mißtrauen gegen jeden, der den Irrsinn totalitärer Begriffsverwirrung jemals mitgemacht habe. „Es war nötig“, schrieb er gegen den braunen, roten oder andersartig gefleckten Totalitarismus, sich alle Blindheiten oder falschen Verständnisse zu untersagen

und „das Tollhaus ein Tollhaus zu nennen“. Die Festlegung einer Anzahl einigermaßen eindeutiger Begriffe, heißt es in einem seiner Essays aus den Nachkriegsjahren, wäre eine der wichtigsten Aufgaben der Zeit. Sie steht, kann man hinzufügen, noch immer aus.

Ich sehe auf die Notizen, die ich mir während der Lektüre in diesen gesammelten Werken gemacht habe und stoße auf Titel, Zusammenhänge und Gedanken, die ich gern, wie kurz auch immer, erörtert hätte. Ich scheue die Wiederholung nicht und nenne noch einmal den Montaigne-Essay, das anstoßvermittelnde Stück über Ernst Jünger sowie, fast unverzeihlich, das Buch mit dem Titel „Frankreichs Uhren gehen anders“. Es hat Herbert Lüthy zu Recht berühmt gemacht und nach Friedrich Sieburgs „Gott in Frankreich?“ das in Deutschland verbreitete Bild der französischen Nachbarn nachhaltig geprägt, womit der Autor seinen Teil zur Applanierung der verhängnisvollen „Erbfeindschaft“ beigetragen hat.

Darüber hinaus finden sich auf meinen Notizzetteln auch Eintragungen, aus welchem Geist die Erkenntnis von Zeit und Vergangenheit kommt. Auch wieviel innere Freiheit der Schreibende benötigt und wieviel Mut zur Vereinsamung, wenn er nicht in den Kirchen des Zeitgeists „mitbeten“ und den Kampf „gegen die Geschäftemacher des Hasses“ aufnehmen will. Ferner wie unvoreingenommen man in der Darlegung historischer Vorgänge sein muß. Dazu gehört insbesondere, daß man die pseudometaphysischen Vorverständnisse der Hegel, Marx und ihrer Heerscharen von Abschreibern wegtun muß. Sodann daß man weiterhin den in ständig veränderten Maskeraden auftauchenden Deterministen zu widersprechen hat, die immer schon den Ausgang der Geschichte zu kennen vorgeben und deren Unberechenbarkeit leugnen.

„Eigentlich wollte ich Zeichner werden“, hat Herbert Lüthy bei Gelegenheit geäußert, und mir hat die Verwandtschaft zwischen der zeichnerischen und der historiographischen Kunst stets eingeleuchtet. Beide gehören zum bildnerischen Fach und benötigen neben der höchsten Treue zum Detail der schöpferisch darüber hinausgreifenden, entdeckungshungrigen Inspiration. Weil das eine oder das andere aufgegeben wurde, hat die Geschichtsschreibung den Rang verloren, der ihr seit Herodot und Tacitus zukam. Sie hat durch den Blick auf unzählige Einzelheiten ihre Wahrnehmungskraft eingebüßt. Daher ist in Vergessenheit geraten, daß in der Geschichte alles in lebendiger Verbindung mit allem steht, will man am Ende nicht nur Bruchstücke oder genauer: zerbrochene Stücke in Händen halten.

Mir fällt in diesem Zusammenhang eine der späten Arbeiten von Herbert Lüthy ein, das von den Blinden eines indischen Dorfes berichtet. Sie wurden eines Tages vom Buddha zusammengerufen, weil er ihnen einen Elefanten zeigen wollte. Seht mit euren Händen, sagte der Buddha, und erklärt mir, wie ein Elefant aussieht. Jener, der das Bein erfaßte, so geht die Geschichte weiter, sagte, der Elefant sei wie ein Turm, der an das Ohr geriet, versicherte, er sei wie eine Kornschaufel. Ein Dritter, der den gewaltigen Rücken des Tieres ertastete, versicherte, der Elefant sei wie ein Berg, und der am Rüssel, er habe das Aussehen eines Schlauchs. Und so noch vieles weitere. Da sagte der Buddha, sie alle redeten wie Leute, die vom großen Bild der Welt nur ein paar Einzelheiten wahrnahmen und nichts von ihrem wirklichen Aussehen wüßten.

Ich will mit dieser Parabel lediglich verdeutlichen, daß der Zusammenhang zu aller Annäherung an das historische Tableau gehört. Mit dem Verzicht darauf ist nicht nur die Kunst der Geschichtsschreibung, sondern auch die Wahrheit oder was immer davon zu erreichen ist, aus dem Blick geraten. Und für Herbert Lüthy gibt dieses Gleichnis das äußerste Lob her, das einem Historiker zu machen ist: Er hat den ganzen Elefanten gesehen. Mit seiner Kunst hat er ihn nicht nur nachgezeichnet, sondern auch seine Geheimnisse, so weit wie möglich, aufgedeckt. Er hat natürlich nicht eigens darauf hingewiesen, sondern nur eine Geschichte erzählt. Umso wichtiger, daß wir es sagen. – Und womöglich vernehmlicher als bisher.

Rede, die Joachim Fest (1926-2006) am 11. November 2005 an der Universität Zürich gehalten hat aus Anlass des Abschlusses der Werkausgabe von Herbert Lüthy im NZZ Buchverlag. Abgedruckt in: *Neue Zürcher Zeitung*, 4./5. März 2006, sowie in: Joachim Fest, *Bürgerlichkeit als Lebensform*. Späte Essays, Rowohlt Verlag, Reinbek bei Hamburg 2007.
